

Die Fabrik in der Feuerzone.

Überall im Innern des Reichs herrscht eine fieberhafte und aufopfernde Tätigkeit zur Herstellung und Lieferung der Bedarfsartikel für Heer, Marine und Bevölkerung, so schreibt E. F. in der „Frankf. Ztg.“. Die meisten werden wohl annehmen, daß hier im Operationsgebiet und in der Feuerlinie die industriellen Betriebe völlig stillliegen; sie machen sich keine Vorstellung, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben, um unsere Fabrik — eine Spinnerei und Weberei — mit noch ungefähr 400 Arbeitern so dicht am Feinde im Gange zu halten.

Bei Kriegsausbruch konnte es sich für uns nicht — wie für viele Betriebe im Innern des Reichs — in erster Linie darum handeln, Lieferungen aufzunehmen und uns einen entsprechenden Gewinn zu sichern, sondern es trat an uns sofort die Pflicht heran, ohne Rücksicht auf einen sicheren Abfah der Waren unseren bisherigen Arbeitern die Möglichkeit zum Verdienst ihres Lebensunterhalts zu wahren. Obwohl viele von ihnen der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung angehören, war dieser Verdienst doch ein dringendes Bedürfnis, weil fast im ganzen Gebiete der landwirtschaftliche Betrieb unterbrochen und ein großer Teil der Ernte verloren war. Die Ortschaften liegen kaum ein bis zwei Kilometer hinter den Schützengräben, zum Teil vor und zwischen den feuernden Artilleriestellungen. Im August wurde die Feldarbeit zweimal durch die vorübergehende Besetzung der Gegend durch die Franzosen unterbrochen, jedesmal eine Woche lang. Beschädigungen von Gebäuden waren glücklicherweise nur in denjenigen Ortschaften entstanden, die im eigentlichen Gefechtsbereich lagen. Im übrigen wurden vom Feinde die Verkehrsanlagen wie Bahnhöfe, Telephon und Telegraphen fast beschädigt oder ganz zerstört. Daraus entstand für uns die Hauptschwierigkeit. Die nächste noch an den Verkehr angegeschlossene Bahnstation war 15 Kilometer, und W. . . . das für die geschäftlichen Beziehungen in Frage kam, 24 Kilometer entfernt. Die Postverbindung war in den ersten Monaten auf Wochen unterbrochen, später auf lange Zeit hin gefährdet und sehr unregelmäßig.

Anfangs bestand wenig Hoffnung auf die Aufrechterhaltung des Betriebes. Erst allmählich konnten wir uns orientieren und mit der Kundtschaft wieder Führung gewinnen; das erforderte manche langwierige, beschwerliche Reise. Die größte, fast unüberwindliche Schwierigkeit lag aber in der Beschaffung der Rohstoffe, die anfangs nicht zugebracht werden konnten. Handel es sich doch um einen täglichen Bedarf von 12 000 bis 14 000 Kilogramm Kohlen und Braunkohle. Alle in Betracht kommenden Zufahrtstrassen lagen im Feuerbereich der feindlichen Artillerie und Infanterie, und mindestens sechs Doppelschienen sollten täglich gefahren werden. Da fanden sich in den Dörfern mutige Bauern, die mit ihren Ochsenwagen den gefährlichen Transport übernahmen. Es gehörte mehr dazu, als nur Aufsicht auf guten Verkehr, die Leute fühlten sich verpflichtet, das Ihrige beizutragen, damit die Dorfgemeinden bald wieder ihren Lebensunterhalt verdienen könnten. Mit einer Ladung waren sie oft 16 Stunden unterwegs, bei schlechtem Winterwetter, bei Tag und bei Nacht, da sie oft Feuerpausen abwarten mußten, um über die gefährlichsten Teile der Straße zu gelangen. Reisende führten sie unter dem Feuerbogen der Granaten hin, die mit Heulen und Pöfen über das Tal hinflogen; zuweilen wurden sie auch von Schrapnell- und Infanteriefeuer überrascht, so daß sie die Spannung auf gut Glück ihrem Schicksal überlassen und in den Schützengräben Schutz und Deckung suchen mußten. Die Wagen zeigten manche Spuren von Geschossen und Kugeln haben durchschossene Radspeichen aufzuweisen. Des Nachts wurden sie mitunter von den Scheinwerfern entdeckt und festgelegt; sie entkamen dann wohl nur deshalb unbeschadet, weil sie als harmlose Bauerngepanne erkannt wurden. Die Gefahr war noch größer, so lange die in nächster Nähe mit der Straße parallel laufende Bahnstrecke von Panzerzügen befahren und vom Feinde fortgesetzt unter Feuer gehalten wurde. Monatslang haben diese Männer unter solchen Verhältnissen ihren schweren Dienst fast täglich versehen und unter steter Lebensgefahr eine freiwillig übernommene Pflicht erfüllt.

Nun die Arbeiter selbst! Zumeist sind es Frauen, Mädchen und Jungen. Aus den direkt hinter den Schützengräben liegenden Ortschaften kommen sie täglich auf denselben gefährlichen Straßen zur Arbeit. Oft legen sie laufend die eine halbe Stunde bis eine Stunde langen Wege zurück, von Zeit zu Zeit in den Schützengräben Deckung suchend. Geschützbesatzer und einschlagende Granaten werden kaum mehr beachtet, vor Schrapnell-

und Infanteriefeuer muß aber manches Mal geflüchtet werden. Die Aufrechterhaltung des Betriebes war uns oft schon für den nächsten Tag als unmöglich erschienen, wenn die Nacht mit dem Geböle von Artillerie- und Infanteriefeuer erfüllt war; doch am Morgen standen unsere braven Leute wieder alle bei ihren Maschinen. Wenn dann noch während der Arbeit aus der Richtung ihrer Heimatdörfer der Donner der Geschütze und der Knall einschlagender Granaten vernommen wurde, beschlich sie oft ein Gefühl der Ungewißheit, ob nicht Eigentum und Familie gefährdet seien. Wieder andere Tage heulen ununterbrochen die Granaten über die Fabrik hinweg, oft blühten in nächster Nähe die Geschütze unserer Artillerie auf, und dann bangt uns um die Sicherheit unserer Leute bei dem Gedanken, daß die antwortende feindliche Artillerie ihre Geschosse in die Arbeitsräume senden könnte; doch trotz bedenklicher Nähe von Einschlägen blieben die Gebäude bisher verschont. Unentwegt wird die Arbeit fortgesetzt, an eine solche Ausdauer bei Frauen und Jugendlichen hätten wir nie zu glauben gewagt.

Die feindlichen Flieger wurden anfangs mit Neugierde und Interesse beobachtet und deren Beschichtung mit Schrapnell, die ihre bekannten schönen Böllchen am Himmel aufsteigen lassen, als Schauspiel betrachtet; täglich freisten die Flugzeuge über uns oder durchquerten auf ihren Streifzügen unser Tal. Kaum erhob man zu letzter die Blide, wenn das surrende Geräusch ihr Nahen meldete. Aber es sollte anders kommen. Eines Morgens, als die Leute eben ruhig zur Arbeit gingen, lösten sich plötzlich im blauen Frühlingshimmel zwei glänzende Körper von den Flugzeugen los: ein Soufen, Fischen und ein betäubender Knall zweier Bomben, die nur wenige Meter von der Fabrik, in nächster Nähe vorüberziehender Arbeiter, explodierten. Wunderbarerweise nur abgeschlagene Äste, aufgewühltes Erdreich, lange strahlenförmige Spuren im Gras, aber keine einzige Verletzung von Personen! Das eine Flugzeug erreichte dabei sein Schicksal: über uns wurde es von einem deutschen Kampfflugzeuge angegriffen, der Führer durch Maschinengewehrfeuer tödlich in Kopf und Brust getroffen, und aus 2000 Meter Höhe sauste der Apparat mit seinen Injassen senkrecht in die Tiefe; 200 Meter von uns entfernt lag ein unförmiger Trümmerhaufen, darin begraben die beiden zerschmetterten Injassen.

So haben wir nun seit Monaten unter den schwierigsten und aufregendsten Ereignissen die Arbeit durchzuführen und auch unser Teil zur Erfüllung der großen Aufgaben beizutragen vermocht. In letzter Zeit haben sich die Verhältnisse infolge der größeren Sicherheit hinter den festungsartig ausgebauten Stellungen und infolge ihrer wachsameren und tapferen Verteidigung bedeutend gebessert. Die Zufuhr ist durch eine neue Bahnverbindung erleichtert. In der Bevölkerung hat sich die Zuversicht gehoben. Obwohl von Ueberstuf in einer solchen Zeit Monaten so schwer belasteten Gegend keine Rede sein kann, sind doch als Folge dieser fortgesetzten Arbeit gesunde und erträgliche Lebensbedingungen und die Ordnung erhalten geblieben. Die Truppen haben ihrerseits bei der Bevölkerung infolge dessen eine Aufnahme finden können, die ihnen den schweren, aufreibenden Wachdienst in den Schützengräben erleichtert hilft. Sie haben die Ueberzeugung gewonnen können, daß nicht nur das Grenzgebiet selbst, sondern auch seine wadere Bevölkerung die großen Opfer der Verteidigung wert ist.

Die Psychologie des Krieges.

Ein Nordschleswiger schreibt, wie „Nationalblende“ berichtet, von der Front in Flandern aus in einem Feldpostbrief an die Zeitschrift „Heimdal“:

Die Seelenzustände erleiden im Felde bedeutungsvolle Verschiebungen. Der Wirkungskreis gibt uns das Gepräge. Schon der eine Umstand, daß wir ein vollkommenes Männerdasein führen, daß wir von Haus, Heim und Arbeit gerissen sind und die Gesellschaft von Frauen und Kindern fast vollkommen entbehren müssen. Wir sind nicht mehr Bürger und Familienväter, sondern Krieger. Welche Wohltat ist es, nach bebölkerten Gegenden zu kommen und Kinder am Wege spielen zu sehen. Ja, als ich gestern eine Sau mit ihrem Wurf junger Ferkel sah, die wir gefangen nahmen, ergriff es mich das Herz. Es war eine Art Erlebnis, eine Mutter zu sehen, und war es auch nur eine Sau. Und dann die Umgebung und die Tätigkeit! Wohin man kommt, Ruinen von menschlichen Wohnungen, das ewige Dröhnen und Knallen in der Luft, der ständige Anblick von Toten und Verwundeten, all das

prägt sich dem Bewußtsein als das Gegebene ein, als die natürlichsten Dinge von der Welt, und der Niederschlag ist eine Stumpfheit der Seele.

Wir müssen hier die Begriffe mancher Dinge revidieren. Am gründlichsten ist wohl der Unterschied in der Auffassung von jeder Gefahr. Ich muß wirklich lächeln bei dem Gedanken an all die Gefahren, die des Bürgers Leben und Gesundheit bedrohen. Verdirb dir nicht den Magen, erkläre dich nicht! . . . Wie gefährlich ist es im bürgerlichen Leben, sich auf die Erde zu setzen oder zu legen! Das darf man erst im Hochsommer tun, wenn die Sonne die Erde durchwärmt hat, sonst riskiert man einen Schnupfen, eine Infuzenza oder eine Lungenentzündung. Schon in der Garnison fiel es mir zuweilen auf, daß man eine halbe Stunde in Frost und Schnee auf dem Bauch liegen konnte, ohne sich auch nur im geringsten zu erkälten. Und hier liegen wir oft ganze Tage in feuchten Erdhöhlen; wenn man an der einen Seite friert, dreht man sich auf die andere um. Rasse Füße gehören auch zur Tagesordnung, und trotzdem ist der Gesundheitszustand vorzüglich. Es gibt allerdings Leute, die behaupten, die Strafe für die Uebertretung der Gesundheitsmaßregeln komme hinterher in Form von Gicht, wenn wir erst wieder daheim in unserem Bette liegen. Möglicherweise, aber auf die Schmerzen, die meiner vielleicht unter den heimischen Federn lauern, verschwendend ich keinen Gedanken. Jeder Tag hat seine eigene Plage. Das einzige, was ich spüre, ist eine gewisse Mattigkeit und Steifheit der Glieder; es ist nicht leicht, die Anstrengungen des Marsches auszuhalten.

Früher hatte ich eine an Manie grenzende Angst vor Feuergefahr. Davon bin ich hier gründlich kuriert worden. Wir lagen eine Zeitlang auf einem Boden in Quartier. Stroh lag über der ganze Erde, und mitten im Stroh standen drei belgische Öfen, auf denen wir kochten und brieten und unsere Sachen trockneten. Meist glühte das Feuer darin, und es nahm mich beständig wunder, daß kein Unglück geschah. Eines Tages entzündete sich denn auch das Stroh, aber glaubt Ihr, daß einer von uns es löschen mochte? Während wir darüber hin und her stritten, wer es zu tun habe, brannte das Feuer lustig weiter. Schließlich mußten wir uns natürlich dazu bequemen, es zu löschen, wollten wir nicht selbst verbrennen.

In früheren Tagen ertrug ich es auch nicht gut, Blut zu sehen. Als ich einmal einen Dogenkampf zwischen zwei Studenten beobachtete, ertrappte ich mich dabei, daß ich mich hinter einem Damenhut verborgen hatte. Und als der Krieg ausbrach, schauerte ich bei dem Anblick der blauen Rajonette an den Gemächern der Landsturmmänner. Nun stehe ich selbst mit aufgepflanztem Rajonett, und die braven alten Landsturmmänner erscheinen mir ganz bürgerlich und zahm.

Man gewöhnt sich an alles, selbst an den Anblick von Toten und Verwundeten. Zu dem ersten, was wir hier sahen, gehörten die Kirchhöfe mit den frischen Soldatengräbern, und je weiter wir vorrückten, desto häufiger begegnete uns der Tod, desto näher rückte er uns zuleibe. Der Boden zwischen den Schützengräben war übersät mit Leichen aus den Kämpfen im Herbst, die eine Partei erlaubte der anderen nicht, vorzugehen und sie zu bestatten. Wochenlang hatte ich diesen grauenhaften Anblick vor Augen, allmählich gewöhnte ich mich daran, und als der feindliche Schützengräben genommen war, habe ich geholfen, die Toten zu begraben. Es war eine unbehagliche Arbeit, aber es mußte geschehen, und als wir erst im Gange waren, ging es rasch und ganz mechanisch von der Hand.

Am peinlichsten ist es, den schwer Verwundeten zu begegnen, die jammernd oder stumm aus der Schlacht getragen werden — meist ertragen sie ihre Qualen mit bewundernswerter Seelenstärke. Man steht ihrer Not so völlig hilflos gegenüber. Hier empfindet man am schmerzhaftesten das Fehlen einer schonenden Frauenhand, wie gut und tüchtig das Sanitätswesen auch arbeitet. Aber man mühte ja ein Herz aus Stein haben, wenn es durch den Anblick eines schwerverwundeten Kameraden nicht gerührt werden sollte. Und dennoch, ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich neben dem Lager eines solchen mit Gemütskrübe meine Pfeife angezündet habe. Ich warf mir meine Herzensklüte vor und suchte zu föhnen, indem ich ihm half, so gut ich es vermochte.

Diese Erfahrung von der abstumpfenden Macht der Gewohnheit wiederholt sich, so oft wir aus dem Frieden des Quartiers in den Tummel des Kampfes zurückkehren. Bei den ersten Gewehr- und Kanonen ihre Ergänzungen zu öffnen beginnen. Aber es dauert meist nicht lange, und wir sind vertraut mit dem Schießen, und je dichter die Kugeln dann fallen, desto weniger gefährlich erscheinen sie uns. Man wird taub gegen den Lärm und stumpf gegen die Gefahren. Von Napoleon wird als Beweis für seine

Die Erweckung der Maria Carmen.

28] Von Ludwig Brinkmann

Da von Powell doch vorläufig keine nennenswerten Beiträge zu erpressen sind, frage ich ein wenig ängstlich, ob er die Sache in die Hand nehmen wolle, worauf er lächelnd antwortet, daß ich wohl recht übertriebene Vorstellungen von seiner finanziellen Kraft hätte. Aber er schlägt vor, eine besondere Gesellschaft aller Interessenten zu bilden, die gemeinschaftlich das Kapital vorstrecken und sich zu einem Mindestkonsum von elektrischer Energie verpflichten sollen. Allerdings wird es eine schwierige Aufgabe sein, die Minenbesitzer von Taviche zu raschen Entschlüssen zu veranlassen; denn die Umwandlung von Dampfbetrieben zum elektrischen ist für die geringe Kapitalkraft dieser Leute an sich schon kostspielig genug, als daß dann noch große Lust vorhanden wäre, viel Geld in eine erst zu gründende Elektrizitätsgesellschaft hineinzusteden. Doch Dickinson will mit den Leuten reden, und in acht Tagen soll ich wieder einmal bei ihm vorsprechen.

Nun, ich bin soweit ganz zufrieden mit diesen Resultaten. Wenn Dickinson sich einmal dieser Angelegenheit angenommen hat, dann wird es schon werden. Der ist zäh genug.

Und mir wirbelt der Kopf von großen Ideen! Wenn sich die Leute von Taviche nur einigermaßen vollständig zum Anschlusse melden, dann muß die Anlage gleich für wenigstens dreitausend Kilowatt ausgebaut werden. Es kommt also ein Werk allerersten Ranges in Frage.

Natürlich sinne ich darüber nach, wie sich der Imparcial mit möglichst geringen Geldopfern einen möglichst großen Anteil an dem neuen Unternehmen sichern könnte, und ich sehe eine Reihe vielerprechender Mittel; zunächst würden wir einen Teil unseres Beitrages durch Vergabe der Wasserkraft unseres Waldes zahlen; dadurch wird unser Hochgebirgthal, über das Powell so viel murrte, eine bessere Anlage als die Maria Carmen selbst. Ein weiterer, wenn auch kleinerer Teil unserer Verpflichtungen kann dadurch ausgeglichen werden, daß wir die Bauleitung übernehmen; das hätte für mich noch den persönlichen Vorteil, daß selbst dem skeptischen Texaner meine Beteiligung am Imparcial auch von materieller Bedeutung wird. Und dann habe ich noch einen Gedanken privatwirtschaftlicher Natur: ich werde mich an eine bedeutende amerikanische oder deutsche Elektrizitätsfirma wenden, für sie eine Agentur im Tale Doraca zu übernehmen.

So kann ich persönlich Geld verdienen und bekomme die Leitung der technischen Geschäfte rings um Taviche in die Hand.

Etwas Schreckliches hat sich ereignet: einer unserer Arbeiter ist verunglückt! — Ich sitze in unserem Bureau und schreibe an elektrotechnische Firmen, als ich vom Fenster aus sehe, daß unsere Leute in Unruhe aus dem Stollen stürzen, sich um einen Wogen stellen und heftig gestikulierend auf dessen Inhalt blicken. Da kommt auch schon Stuart zu mir; er will ruhig erscheinen, aber ich merke es doch an seiner Stimme, die nicht wie gewöhnlich tollkühnend, sondern etwas heiser, belegt klingt, daß er erregt ist. Und er erzählt, was sich zugetragen hat.

Beim Vordringen in den Stollen — wir hatten ungefähr den Punkt erreicht, wo nach Stuarts Berechnungen der senkrechte Wettertschacht, der von der Höhe des Berges hinabführt, einmünden muß — zeigte es sich, daß das Geröll, das sonst den Weg recht dicht anfüllt, locker lag und Spalten frei ließ, durch die ein Mann hindurchklettern konnte. Stuart vermutete, daß er am Ende seines Weges und in das Gebiet der Arbeitsstollen, also größerer Hohlräume gelangt sei, und bringt ein, indem er einen Mann auffordert, ihm mit zwei Lampen nachzufolgen. Er kommt auch etwa zehn Schritte weiter, als plötzlich der Boden unter seinen Füßen zu rutschen beginnt; hastig klammert er sich an vorspringendes Gestein der Felswand an; da wird es dunkel um ihn, er hört den Aufschrei seines Begleiters, vernimmt dumpfes Geplätscher von Wasser — dann wird es still. Endlich tastet er sich rückwärts, ruft andere Leute mit Lampen herbei und rettet sich auf sicheren Boden zurück; doch sein Begleiter befindet sich nicht unter der kleinen Echar, die um ihn steht. Stuart bringt mit ein paar Leuten wieder vorsichtig vorwärts, um dem Verunglückten beizustehen. Allmählich gewinnt er Klarheit über die Situation; zu seiner Linken befindet sich ein senkrechter, tiefer Schacht, der bis zum Rande mit Wasser gefüllt ist. Nach oben hat sich dieser trichterförmig erweitert, da in den Jahrzehnten, in denen die Mine begraben lag, das Gestein abgebröckelt und in die Tiefe gerutscht ist. Hier war also der Unglückselige hinabgeglitten, und viele hundert Zentner von Geröll waren auf ihn herabgestürzt, so daß er vom Gestein zerschmettert in das tiefe Wasserrohr gesunken.

Und dann haben sie mit Stangen gesucht und nur zu bald einen gräßlich zerquetschten Leichnam gefunden und herausgezogen und ans Tageslicht geschafft. . . .

Stuart stand heute davon ab, weiterarbeiten zu lassen. Augenblicklich ist er aber mit einem Manne bereits wieder im Berge, um das Gelände zu erforschen. Er ist trotz des Unglücksfalles in fieberisch erhobener Stimmung, da er die erste Etappe auf seinem Vordringen in das Berginnere erreicht hat. Jetzt kann jede Minute etwas Neues bringen, etwas Unvermutetes — Erfolg oder Fehlschlag. Wahrscheinlich sind wir aber noch weit vom Ziele — denn was hat der Schacht senkrecht in die Tiefe zu befragen?

Stuart hat mich aufgefordert, ihn in den Berg zu begleiten, um selbst das Neue zu sehen; aber eine unbestimmte Scheu hielt mich zurück: der Gedanke an das erste Opfer. —

Ich bin im Garten gewesen bei Ward, der sich immer noch nicht erholen kann; mir wurde die Aufgabe zuteil, ihn von dem Unglücksfall in Kenntnis zu setzen. Es bedurfte einiger Vorsicht, da er keine Ausregung verträgt, die seine Wangen sofort in einer ungesunden, fieberischen Röte erglänzen läßt. Als ich ihm schließlich erzählt hatte, was sich zugetragen, sagte er nur: „Gottlob, daß Stuart gerettet ist!“

Und jetzt erst wurde mir offenbar, daß der Freund, der dem Verunglückten vorangegangen, in weit größerer Gefahr geschwebt hat. Aber da ich ihn lebend gesehen, war mir der Gedanke an die so nahe gewesene Möglichkeit seines Unterganges gar nicht gekommen. Die Wirklichkeit, die Sinne haben eine allzu täuschende Kraft für uns; erst Ward, der anscheinend alles entfernter sieht, vermochte durch das hindurchzuschauen, was mir den seelischen Blick versperrte.

Gang zum Kirchhofe. Stuart und ich und die meisten unserer Leute sind dem armen Holzarge mit den Ueberresten des verunglückten Mannes gefolgt.

Das Glocklein der Kirche wimmerte lärmend; der Cura murmelte seine Sprüchelein, die paar Anwesenden standen schweigend dabei, die mächtigen strohgeflochtenen Güte in den Händen haltend — und dann war alles vorüber. Wenn es auch ein einfacher Mann gemischten Blutes war, der weder lesen noch schreiben konnte — ein Mensch ist doch dahingegangen, den sein armes Weib und seine Kinder liebten, ist gefallen für eine Sache, die ihn gar nichts anging, ist für uns elend zerschmettert worden und gestorben, für uns, die wir nur unsere Sache wollen. . . .

Ich habe mich auf dem kleinen Kirchhofe der Wüste, wo zwischen Steinen ein paar Holzkreuze mit Inschriften und halb verdorrten Blumentränzen aufzogen, tief elend geföhlt. —

Freiliche Ueberlegenheit erzählt, er habe sich mitten in der Schlacht schlafen legen können. Auch ich bin schon beim Annonendonner eingeäschelt; das ist keine Heldentat, sondern eine ganz natürliche Reaktion gegen die Abspannung der Nerven.

Wir haben uns so eingelebt in den Krieg, daß wir die Fülle des Glücks, die in dem Worte Frieden liegt, nicht fassen können. Aber den Tag, an dem wieder Friede auf Erden ist, werden wir, wenn wir ihn erleben sollten, als eine Wiedergeburt begrüßen, als eine Befreiung von einem bösen Alp, von einer Umarmung des Todes.

Bei welchem Wetter arbeitet man am besten?

Nach den neuesten Untersuchungen von Dr. Ellsworth Huntington von der Yale-Universität, über die das „Journal of the American Medical Association“ in Chicago berichtet, ist es ein Irrtum zu glauben, daß ein beständiges Wetter für unsere Gesundheit und Arbeitsfähigkeit zuträglich ist. Es zeigt sich im Gegenteil, daß ganz erhebliche und plötzliche Temperaturschwankungen und ein jähes Fallen des Barometers sowie Sturmperioden mit darauf einfolgendem kälterem Wetter auf die Arbeitslust anregend wirken. An Tagen dagegen, an denen die Temperatur konstant bleibt, ist die geistige Aufnahmefähigkeit geringer, und die Arbeit geht langsamer vor sich.

Auch in den Untersuchungen über den Einfluß der Jahreszeiten auf die Arbeitsleistungen in Fabriken, Schulen und Hörsälen kommt Dr. Huntington zu einigen überraschenden Ergebnissen. Diese Studien wurden in einem Zeitraum von vier Jahren gemacht, und die aufgeschriebenen Kurven zeigen, daß die niedrigsten Leistungen im Januar beobachtet werden. Darauf folgt eine langsame, feste Zunahme im Februar, März, April, Mai und der ersten Hälfte des Juni. Im zweiten Teil des Juni, den Juli und August hindurch bleibt die Kurve auf einem niedrigeren Standpunkt als Anfang Juni, aber sie ist immer noch höher als während des Winters. Ende August beginnt das Arbeitsbedürfnis noch einmal reger zu werden, und zwar steigt es bis Mitte November, um dann nachher wieder zu fallen. Im Dezember ist dann wieder eine kleine Steigerung, die aber wohl nur auf die Nähe des Weihnachtstages zurückzuführen ist, das mehr Ausgaben erfordert. Ende des Monats aber sinkt die Lust zur Tätigkeit sehr erheblich und bleibt während des Januar sehr niedrig.

Interessant ist es, daß die Kurven für die höchste physische Leistung und für das Maximum geistiger Anstrengung gewisse Unterschiede aufweisen. Die aus den Klassenberichten von West Point und Annapolis hervorgeht, tritt das Maximum geistiger Leistungsfähigkeit im Herbst später ein, als die höchste körperliche Arbeitsleistung bei den arbeitenden Soldaten, während es im Frühling früher einsetzt. Die Kurven zeigen aber gleichförmig, daß sehr niedrige Temperaturen sowohl die physische wie die geistige Tätigkeit stark herabdrücken. Sowie die Temperatur steigt, steigen die Kurven, wenn auch zunächst nur langsam. Die geistige Arbeit erreicht ihren Höhepunkt bei 3 Grad Celsius, während die körperliche Arbeitsleistung für Männer bei 15 Grad Celsius und für Mädchen bei 16 Grad Celsius aufs höchste gesteigert ist. Ueber diese Temperaturen hinaus sinken die Kurven. Man glaubt im allgemeinen, daß die kalte Witterung die Leistungsfähigkeit erhöht, aber das ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig, d. h. nur so lange die Temperatur sich nicht unter dem Gefrierpunkt befindet. Eigentliche Kälteperioden wirken ungünstig, und Frühling und Herbst sind die besten Jahreszeiten für alle Arten von Arbeitsleistung.

Der Einfluß des Wetters auf die Stimmung wird auch an einer neuen Selbstmordstatistik in einer amerikanischen Stadt dargetan, in der 2000 Selbstmordfälle im Zusammenhang mit den Wettertafeln untersucht wurden. Es scheint danach, daß helle und trockene Tage die Stimmung der Lebensmüdigkeit begünstigen. An trockenen Tagen stieg die Anzahl der Selbstmorde um 31 Prozent gegenüber den Regentagen und bei ganz hellem Himmel um 21 Proz. gegenüber den halbbedeckten Tagen. In den Wintermonaten ist die Zahl der Selbstmorde am niedrigsten, am höchsten im Sommer, aber auch nicht in der größten Hitzeperiode im Juli und August, sondern gewöhnlicherweise im Juni.

Kleines Feuilleton.

Von der Herstellung des Eisernen Kreuzes.

Das eiserne Kreuz wird heute nicht mehr in derselben Weise hergestellt wie sein Vorgänger in den Jahren 1813 und 1870. Die Fortschritte der modernen Technik haben auch die Erzeugung dieser Kriegsauszeichnung umgestaltet, und ganz besonders kommt dabei jetzt die Elektrizität reichlich zur Verwendung. Die Kreuze werden

Stuart ist übrigens sehr verstimmt. Als ich nach der Rückkehr zum Minenleger aus der Hütte der Witwe kam, der ich hundert silberne Besos in die Hand gedrückt — fürwahr ein armseliger Ersatz für den großen Verlust! die gute Frau war aber sichtlich überrascht, sie hatte augenscheinlich nichts erwartet — sah ich wie er eindringlich mit den Leuten verhandelte, und seine Stimme klang ebern und gebieterisch. Er forderte die auf sich zu melden, die keine Lust mehr zur Arbeit hätten; sie könnten ausbezahlt und entlassen werden; wer aber käme, solle seine volle Schuldigkeit tun. Er verlasse sich darauf.

Tatsächlich waren nämlich in den drei Tagen, die seit dem Unglücksfall verstrichen waren, die Leute höchst unzuverlässig gewesen. Es war, als hätte etwas sie bestürzt gemacht, als hätte eine heimliche Furcht sie überfallen. Viele blieben aus, und wer doch kam, suchte unter nichtigen Vorwänden bald wieder fortzukommen. Stuart knirschte vor Wut, denn er wollte weiter, weiter!

Es ging auch weiter. Unendliche Berge von Geröll wurden herausgeschafft, und bald lag eine Halle im Berge, weit wie ein Tanzplan, sauber und frei.

Meine Schemen vor dem Schauplatze des Unglücks mußte auch bald überwunden werden; ich hatte ein paar Glühlampen dort verlegen zu lassen, und die nützliche Arbeit hilft ja bald sentimentale Gefühle zu überwinden. Auch trieb uns alle die Begierde zu sehen, was gefunden war.

Es war in der Tat interessant genug. Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte der Raum hier unter Wasser gestanden, durch das von oben hereinbrechende Gestein fast verschüttet; und doch war vieles, als hätten es die alten Spanier erst am Abend zuvor verlassen, als hätten sie gewußt, daß wir eines Tages hier vordringen würden, um die Arbeit da wieder aufzunehmen, wo jene sie liegen gelassen. Ist das nicht überall so? Eine Kultur fällt in Schutt und Asche, und eine andere blüht nach einem Jahrhundert der Wüste wieder aus den Ruinen hervor. Da steht noch fast unverlezt die alte hölzerne Trommel im Balkengerüst, die zwei Maultiere im Kreise drehen mußten, um die Lasten aus der Tiefe des Schachtes zu fördern, fürwahr ein prächtiges Arbeitsstück vom Standpunkte des altspanischen Zimmermannes; das mächtige Gebälk zeigt trotz seiner klobigen Massen eine wunderbar schlichte Formgebung und zweckvollste Konstruktion. Und dennoch: die elektrische Hölpele, die wir hierher stellen werden,

nicht etwa geoffen — das wäre heute zu zeitraubend —, sondern mit Hilfe kräftiger Stanz- und Prägemaschinen aus Eisenblech verfertigt. Nach dieser Rohbearbeitung werden sie einer Prüfung unterzogen und kommen sodann in die Silberfärberei, wo die Lötlarbeit vollzogen wird und wo sie mit dem schmalen Silberrande versehen werden. Schließlich geben Frauenhände dem silbernen Kreuzrande mit elektrisch betriebenen Schleif- und Polierapparaten den letzten Schliff.

Ein merkwürdiger Brief.

Bei einem Kriegsgefangenen wurde ein Brief gefunden, der den Behörden Kopfschmerzen machte, weil er anscheinend in 22 verschiedenen Sprachen geschrieben war. Dies bestätigte sich, als man den Brief dem österreichischen Dolmetscher Spiridion Gopcevic zum Entziffern gab, der 37 Sprachen gelernt hat. Wir geben hiermit die von ihm angefertigte Uebersetzung, wobei wir die betreffende Sprache in Klammern voransehen.

In Uebersetzung (altgriechisch): O Tyrann der Götter und Menschen, Amor, (dänisch): verzeh mich, wenn ich jetzt hier dein Lob singe, (serbisch): so gut ich in 22 Sprachen vermag. (italienisch): Aber kann ich etwas Süheres und Göttlicheres feiern (englisch): als die köstliche Quelle der Liebe? (rumänisch): Süßes Wasser! Wer davon trinkt, geht nicht weg! (schwedisch): Warum sollte ich verweigern, daß ich trinke (spanisch): von jener Quelle häufig und reich mit Banne? (slowakisch): Der Himmel beschenkt uns mit allem (lateinisch): und immer ist es mir angenehm ein schönes Mädchen zu sehen, (deutsch): welcher ich dann zulustern kann: (fleschua): Ich liebe dich mit großer Hingabe, schönes Mädchen! (albanesisch): Hier ist es gut sein; bleiben wir hier! (polnisch): In Wahrheit, Scherz beiseite, (japanisch): ich liebe dich, (neuländisch): du bist mein Augenstern und meine Liebe! (böhmisch): Schönes Mädchen, sei barmherzig, (bulgarisch): willst du mit mir gehen? (wastisch): Folge mir! Willst du? (slowakisch): Komm in meine Umarmung. (portugiesisch): Welches Vergnügen, dann, wenn sie, mich umarmend, küßte! (russisch): Mir ist es hier sehr angenehm; (türkisch): Licht meiner Augen, Gehe meiner Leber, du bist mein Geliebter! (ungarisch): Du bist mein Leben, dich liebe ich! (französisch): Dann begegnen sich unsere Lippen — ein süßer Kuß. (arabisch): Aber wohin vertritt ich mich! Ich phantasiere! (persisch): Auch das geht vorüber! (norwegisch): Da ist es besser, ich lasse die Mädchen und begnüge mich mit dem, was ich schreie. (katalanisch): Bei all dem gibst keine Verzeihung für mich. (holländisch): Darum schließe ich zur Befriedigung des Lesers. (arabisch): Gott sei Dank!

Der Dichter als Geschäftsmann.

Zu den Leuten, die sich berufen fühlen, der Welt ihre Meinung über das Verhalten der feinde Deutschlands kundzugeben, gehört auch der Schriftsteller Otto Ernst, der einen offenen Brief an Gabriele d'Annunzio veröffentlichte. Nun erhielten die „Leipziger N. N. A. H.“ vor kurzem folgendes Schreiben:

Groß-Plottzel, den 27. 5. 1915.

Sehr geehrte Redaktion!

Wie ich höre, haben Sie meinen „Offenen Brief an Gabriele d'Annunzio“ nachgedruckt. Ich darf Sie höflich eruchen, mir mehrere Belege und ein Nachdruckhonorar von 50 M. zu übermitteln.

Hochachtungsvoll Otto Ernst.

Hierzu bemerkt das Leipziger Blatt: Herr Otto Ernst muß sich verkehrt haben. Es ist ihm zwar dunkel in Erinnerung, vor einiger Zeit in irgendeinem Blatte einen solchen „Offenen Brief“ gelesen zu haben. Wir haben ihn aber nicht nachgedruckt, da wir erstens Herrn d'Annunzio nicht für einen Menschen halten, an den man „offene Briefe“ schreibt, und zweitens Herrn Otto Ernst nicht für so bedeutend, daß man seine „offenen Briefe“ an irgendwen nachdruckt. Was aber der Sache ein allgemeines Interesse verleiht, ist die Tatsache, daß der Verfasser einer solchen Rundgebung, für die er doch eine möglichst große Verbreitung wünscht — denn sonst würde er keinen Brief an d'Annunzio doch geschlossen durch die Post schicken —, nachträglich noch Honorar verlangt, und zwar Honorar, das zu dem Inhalt in gar keinem Verhältnis steht. Mit demselben Recht könnte doch ein Parlamentarier vor allen Zeitungen, die seine Rede abdrucken, ein beliebiges Honorar fordern. Für die Blätter, die seinerzeit geglaubt haben, Herrn Otto Ernst einen Gefallen damit zu tun, daß sie seine Ansicht über jenen italienischen Maulhelden zum Abdruck gebracht haben, wird diese Honorarforderung eine eigenartige Ueberrauschung bedeuten. Denn wenn Herr Otto Ernst schon auf eine bloße Vermutung hin uns mit einem solchen Brief beglückt, so ist doch bestimmt anzunehmen, daß er alle die Blätter abgesehen wird, die seinen „Offenen Brief“ wirklich abgedruckt haben. Einer Honorarforderung für die geistige Leistung, die in dem oben wiedergegebenen Schreiben enthalten ist, sehen wir mit Tassung entgegen.

wird doch etwas Zweckvolleres, Stärkeres, Schöneres, eine Kulturstufe über der anderen sein. — In einem Winkel an der Wand entdeckten wir ein holzgeschnitztes Madonna-Bild; seine Farben sind allerdings durch die Fluten des Berges ausgewaschen, aber doch war die rührende Inschrift darauf, die fromm die allgütige Mutter um Schutz für die Bergleute anfleht, deutlich zu erkennen. — Andere Zeiten sind nun gekommen; wir werden ein Plakat daneben hängen, das vor den Gefahren des elektrischen Stromes warnet und erste Anweisung bei Unglücksfällen gibt!

Und die erste große Enttäuschung haben wir nun erlebt! Stuart hat nämlich unterdessen seine geologischen Untersuchungen beendet; die Erzlager, die hier abgebaut wurden, sind wirklich erschöpft; die Gänge, die sich von hier aus in den Berg hineinziehen, sind leer; die Adern waren an dieser Stelle nicht von großer Stärke; alles scheint darauf hinzuweisen, daß sie erst in größerer Tiefe mächtiger werden, wohin ja auch unsere Vorgänger durch den Schacht gelangten.

Da drängt sich die bange Frage auf: Werden wir wirklich weiter drunten das finden, was wir so hoffnungsvoll suchten? Hat die alte Herren des Berges nicht ein Irrewahn hinabgetrieben? Sind sie in die bodenlose Tiefe, die erst vor einer Woche wieder ein Opfer verchlungen hat, nicht vielleicht durch trügerische Erwartung gelockt worden, die zu so bitterer Enttäuschung führte, daß sie das ganze Werk als hoffnungslos aufgaben und die Maria Carmen ihrem Schicksale überließen?

Selbst an Stuart, so ebern und festgefügt er zu sein scheint, kann ich die Enttäuschung erkennen. Er sagt nichts, aber doch ist es fast wie eine Ermattung über ihn gekommen. Wie fieberhaft hatte er gearbeitet, um zu diesem Ziele zu gelangen, das Erz zu erreichen, hier, wo er so sicher darauf gerechnet! Aber es sollte nicht sein; es muß noch viele Monate vielleicht weitergearbeitet, immer mehr Zeit und Kraft angewendet, immer länger sich mit dem murrenden Borell um das Geld geistren werden; und selbst Stuart ist dessen müde!

Doch was hilft es? Wir stehen vor neuen Aufgaben, und wir müssen ihnen in das Antlitz blicken, ohne Zeit zu veräumen. Zunächst haben wir eine neue Maschine anzuschaffen, die den Schacht ausleert, eine Abteufpumpe, die allmählich in die Tiefe gelassen werden kann; dann bedürfen wir einer Fördermaschine und aller möglichen anderen Neueinrichtungen. Die alte Pumpe soll in der Nähe des Schachtes aufgestellt werden, um die Wasser der oberen Sohle aufzuheben und zum Knie des Stollens zu schaffen. (Fortf. folgt.)

Wie die Spinne ihr Netz webt.

Jeder kennt die kunstvollen Gewebe, die die Spinne ohne sichtbare Spuren von Kraftaufwand zuwege bringt. Ein amerikanischer Gelehrter, der sich der Mähe unterzogen hat, diese Tiere bei ihrer Arbeit zu belauschen, macht über den Vorgang des Spinnens und über das Zustandekommen des mit mathematischer Genauigkeit gesponnenen Reges in einer amerikanischen Fachzeitschrift ausführliche Angaben. Nach einem Gewitter, das jede Spur des Gewebes einer Spinne zerstört hatte, fand er das Tierchen unter einem Ast sitzen, den es sich als Zufluchtsort vor dem Unwetter ausgesucht hatte. Hier war es gegen den Regen geschützt, da das Laubwerk das Wasser ableitete. Es war gegen Abend, als der Gelehrte die Spinne hier bemerkte. Andershalb Stunden gab sie nicht das geringste Lebenszeichen von sich und rührte sich nicht von der Stelle. Um 9 Uhr, nachdem sich die letzten Gewitterwolken verzogen hatten, verließ die Spinne ihren Zufluchtsort, führte ein Fädchen bis an einen Punkt, der einige Zoll tiefer lag, kletterte dann den halben Weg wieder zurück und blieb, mit noch unten gehaltenem Kopf, etwa fünfzehn Minuten in dieser Stellung hängen. Darauf begab sie sich zu ihrem Ausgangspunkt zurück und wanderte von da wieder weiter nach unten. Fünf Minuten später war von ihrer Arbeit noch nichts zu sehen. Nachdem weitere zehn Minuten vergangen waren, befestigte sie an einem etwas tiefer liegenden Zweig ein Fädchen, das nachher einen der zwei seitlichen Radien bildete. Abdann ließ sie von dem ersten Zweig ein langes, freischwebendes Fädchen fallen, das nach ein paar Sekunden in einem Winkel von 50 Grad an dem Laubwerk links unten befestigt wurde. Um 9 Uhr 50 Minuten nahm die Spinne, wieder mit dem Kopf nach unten, ihren Platz an dem Verbindungspunkt ein und gönnte sich eine lange Pause. Plötzlich jedoch schien es ihr klar zu werden, daß sie wieder mit der Arbeit beginnen müsse. Sie kroch also nach dem nächsten Zweig und suchte lange in dem Laubwerk herum. Zehn Minuten nach elf Uhr kroch sie zum Mittelpunkt des Kreises und blieb dort wiederum fünf Minuten hängen. Um 11 Uhr 37 Minuten war die rechte Hälfte des Kreises mit 22 Radien fertig. Der 27. Radius entstand um 12 Uhr 3 Minuten, bis schließlich um halb ein Uhr der letzte der 31 Radien fertig wurde. Darauf führte die Spinne dicht um den Mittelpunkt $\frac{1}{2}$, mal ein Fädchen spiralförmig herum, wobei sie sich an den Radien festhielt. Dadurch kam ein gewisser gleichmäßiger Abstand zwischen den Radien zustande. Um 12 Uhr 41 Minuten war der äußerste der konzentrischen Räden fertig gemacht. Jedemal, wenn die Spinne die äußerste Grenze erreicht hatte, machte sie kehrt und begann von neuem. Es schien, als ob sie die Fädchen mit den Hinterfüßen aus ihren Spinnwarzen herauszöge. Mit den Vorderfüßen wurden die schneckenförmigen Fädchen abgescannt. Das ganze Spinnwerk war in 4 Stunden und 25 Minuten vollendet. Nach dieser anstrengenden Arbeit ruhte sich die kleine Künstlerin ebensolange unter dem Zweig aus, den sie ursprünglich als Zufluchtsort benutzte hatte.

Ein dienstfähiger Hauptmann mit künstlichem Bein.

Wir lesen ja täglich von den Fortschritten und Erfolgen der Medizin und ganz besonders der Chirurgie. Wir hören, es gibt keine Krüppel mehr, wir freuen uns dessen, und doch will uns hier stets ein gewisser Rest von Unglauben beschleichen. Aber es scheint, daß heute doch das Unglaubliche wahr wird, wenn man hört, daß ein Hauptmann, dem ein Bein abgenommen werden mußte, wieder ins Feld reiten konnte. Im Zentralblatt für chirurgische und mechanische Orthopädie veröffentlicht Prof. G. Hoefmann die Krankengeschichte. Im Hindenburghaus in Königsberg i. Pr. wurde im November ein Hauptmann aufgenommen, der im September bei Virey le Francois durch einen Granatschuß im Anlegelien verwundet worden war. Im Oktober war das Bein in der Mitte des linken Oberschenkels amputiert worden. Es wurde eine künstliche Gliedmaße hergestellt, mit der am 30. November 1914 die ersten Gehversuche gemacht wurden. Bereits am 9. Dezember konnte der Hauptmann Reitversuche auf dem Reitapparat im Vonderinstitut vornehmen, und drei Tage darauf begannen die Reitübungen auf einem ruhigen Pferde. Der Hauptmann konnte am 23. Dezember die Anstalt verlassen, und meldete sich am 28. Dezember zum Dienst. Mit Absicht wurden alle Zeilangaben so genau gemacht, um nicht beim Leser den Anschein zu erwecken, es würden Märchen erzählt. Es kommt, so führt Prof. Hoefmann aus, darauf an, daß man möglichst früh mit der Anfertigung der Ersatzglieder beginnt und dann möglichst energisch den Kranken beweist, daß sie mehr damit machen können, als sie glauben. Reist können die Leute unmittelbar nach Anlegen der Ersatzbeine Treppen steigen. Hier gilt es einen kleinen Kunstgriff anzuwenden, es müssen die Stufen zuerst hinauf und nicht hinabgestiegen werden, denn sonst erfährt den Gehschüler leicht ein Schwindelgefühl und er ist nur schwer zur Wiederholung zu bewegen. Ist das Treppensteigen aber von vornherein gut gegangen, gibt das den Kranken großen moralischen Mut, der sie veranlaßt, auch schwierigere Übungen anstandslos zu versuchen.

Tiere beim Erdbeben.

Zwei Jäger, die sich während des süddeutschen Erdbebens in voriger Woche auf dem Anstand auf Rehböde befanden, teilen in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ ihre Beobachtungen mit.

Der eine berichtet aus einem Revier bei Höhrmoos: „Ich ging um 3 Uhr 15 früh auf die Rehböde. Kaum hatte ich das Dorf im Rücken, hörte ich den Barun g r u f eines Hasen a s a n e n h a n e s; sofort antworteten vier weitere Hähne, eine um diese Zeit für den Weidmann außerordentliches Wahrnehmung. Ungefähr um 3 Uhr 30 erhoben sich sämtliche Hasanen unter starkem Geschrei und Warnungsrufen und flogen 40 bis 50 Meter weit. Für den Jäger ein ganz unverständliches Benehmen. Auch andere Vögel, wie K u h h ä h e r und Raben, waren sehr unruhig. Ich selbst merkte im Walde nichts von dem Beben; nur das Benehmen der Tiere war mir auffällig.“

Ein Jäger aus Straubing schreibt: „Gegen 3/4 Uhr beobachtete ich die Einwirkung eines Erdbebens auf die Tierwelt. Mit einem Schlage erhoben sich mit großem Geschrei die Raben von den Bäumen, flatterten die Hasanen laut scheltend von den Ästen und warfen sich zu Boden; die äsenden Rehe flüchteten in den Wald zurück, umsehn, Spötter, Buchfinken usw., welche längst ihr Legewerk begonnen hatten, hielten plötzlich an. Das Beben äußerte sich in einem starken, rüttelnden Stoß, begleitet von einem donnerähnlich rollenden Geräusch aus Süden her. Ich wurde auf meinem Hochsitz herumgedreht, daß ich beschleunigt, abzustürzen.“

Maßregeln gegen Lepra aus den Ostseeprovinzen.

Die Nachricht, daß unser Ostsee bis nach Kurland vorgezogen, gibt Prof. Blaschko in der deutschen medizinischen Fachzeitschrift Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß in diesen Provinzen seit jeher die Lepra verbreitet ist. Wenn wir auch nicht wissen, wie die Lepra verbreitet wird, so wissen wir doch, daß sie übertragbar ist, wenn auch die Gefahr einer Uebertragung glücklicherweise äußerst gering ist. Nicht ausgeschlossen ist auch hier eine Uebertragung durch Ungeziefer. Blaschko schlägt deshalb vor, daß beim Einrücken der Truppen in Quartier zunächst Erforschungen darüber einzuziehen seien, wo sich Lepra befunden. In Häusern, in denen Leprakranke gewohnt haben, soll kein deutscher Soldat Quartier nehmen. Durch Verreibung vorbeugender Mittel, wie Naphthalin oder Kreosolpulver, ist das Vorkommen von Ungeziefer bei den Truppen möglichst einzudämmen. Bei einem etwaigen weiteren Vordringen wären in den bestehenden Leprosorien die Bücher einzuziehen, um Namen und Wohnort der in den Heimen untergebrachten Kranken zu erfahren. Blaschko meint, wenn auch die Uebertragung nur sehr selten wäre, so sei bei den heute in Frage kommenden großen Menschenmassen die Gefahr nicht zu unterschätzen; wenn von etwa 10 000 Soldaten auch nur einer erkrankte, so mache das bei 300 000 Soldaten schon 30 Kranke, die, in die Heimat zurückgeführt, Anlaß zur Veranschaulichung über Deutschland geben könnten.